

Interview Gottfried Schenk

Lieber Gottfried Schenk, im Jahr 1970 kamen Sie als Österreicher nach Berlin. Wie haben Sie die damals geteilte Stadt, West-Berlin, erlebt?

Am 6. Juli 1970 kam ich frühmorgens mit dem Nachtzug aus München am Bahnhof Zoo an. Der Eindruck war überwältigend! Ich hatte ein eng ummauertes Häusermeer erwartet, stattdessen blickte ich nach dem Passieren der Grenze gefühlte dreißig Minuten lang auf nichts anderes als Wasser und Grün. Auch die Stadt selbst mit ihren breiten Alleen entpuppte sich als ausgesprochenes Kontrastprogramm zum engen Innsbruck, wo ich zur Schule gegangen war und eigentlich nur dicht bebautes Stadtgebiet kannte, das von hohen Bergen eingeschlossen war. Dieses Gefühl von Offenheit und Freiheit bestätigte sich dann bei den zahlreichen Begegnungen und Kontakten, die mir bereits in den ersten Tagen möglich waren. All das führte alsbald zum Entschluss, in dieser Stadt zu bleiben. Nach dem Ende der achtwöchigen Werkstudententätigkeit bei AEG-Telefunken fuhr ich zurück nach Tirol, um meinen Umzug in die Wege zu leiten.

Vom anderen Teil der Stadt wie von der DDR hatte ich bereits bei der Herfahrt einen ersten Eindruck bekommen. Der war vor allem geprägt von endlosen Kontrollen und einem martialischen Grenzregiment. Ein Ausflug nach Ost-Berlin bestätigte dieses Bild, wobei das Zentrum mit seinen Neubauten um den Alexanderplatz und den wiederhergestellten Prachtbauten am Forum Fridericianum wegen der omnipräsenten Volkspolizisten und den zahllosen Armeeangehörigen wenig anheimelnd wirkte. Der Gegensatz zum Westteil der Stadt war offensichtlich, weshalb es mir bei all meiner damaligen Sympathie für das sozialistische Gesellschaftsmodell schwer fiel, im real existierenden Sozialismus eine lebenswerte Zukunft zu sehen.

Wann begannen Sie die Stadt mit der Kamera zu erkunden? Welche Kieze und Ecken haben Sie interessiert?

Der Beginn meiner Tätigkeit als Fotograf datiert auf das Jahr 1975, als ich eine professionell einsetzbare Spiegelreflexkameraausrüstung erwerben konnte. Bis dahin hatte ich nur gelegentlich mit geliehenen Geräten fotografiert, aber nun erfuhr ich durch den Einsatz von Weitwinkel- und Teleobjektiven eine ganz neue Dimension des Sehens und visuellen Festhaltens. Zeitgleich lernte ich bei einer Ausstellung im Berlin Museum in der Lindenstraße die Fotografien Heinrich Zilles kennen, die erst vor Kurzem entdeckt und publiziert worden waren. Dabei stellte sich heraus, dass meine damalige Wohnung in der Seelingstraße 46 nur einen Steinwurf entfernt von Zilles ehemaligen Wohnhaus an der Ecke zur Sophie-Charlotten-Straße lag und zahlreiche Bilder in meinem Viertel entstanden waren. Dieser traditioneller Arbeiterkiez aus dem späten 19. Jahrhundert, der wegen seiner kommunistischen Bewohnerschaft im Volksmund auch Klein-Wedding genannt wurde, war 1963 zum Sanierungsgebiet erklärt worden und von Abriss und sozialer Umschichtung bedroht. Mit Zilles Bildern im Kopf begann ich, „sein Milljöh“ in den Straßen und Höfen rund um den Klausenerplatz zu erkunden und mit der Kamera festzuhalten.

Warum wurde der Kiez als sozialer Stadtraum zum Fokus Ihres Interesses? Was wollten Sie einfangen?

Neben der stadtgeschichtlichen Dimension gab es für meine fotografischen Aktivitäten auch einen ganz praktischen Beweggrund: meine eigene Betroffenheit als Sanierungsmieter. Vom Rausschmiss aus meiner Altbauwohnung bedroht hatte ich mich der Mieterinitiative Sanierungsgebiet Klausenerplatz e.V. angeschlossen und meinen Verbleib im Viertel erreichen können. Damit besaß meine Fotografie von da an auch einen dezidiert politischen Aspekt. Bei unseren vielfältigen Aktionen auf der Straße, bei Hausversammlungen, Flugblattaktionen und Straßenfesten sowie beim Malen und Aufhängen von Transparenten war ich mit der Kamera dabei, was seinen Niederschlag in

Flugblättern, Wandzeitungen und der Stadtteilzeitung „Neues aus dem Kiez“ fand. Es versteht sich, dass diese Fotografie keinerlei kommerziellen Aspekt hatte, also weder den Weg in Galerien noch in Zeitschriften und andere Publikationen fand.

Wie waren Sie in die damalige Mieter- und Hausbesetzerszene und subkulturelle Szene involviert? Wogegen haben die jungen Menschen in den 1980iger Jahren aufgebeht?

Das Ziel der Mieterinitiative war der Erhalt des Viertels, d.h. die Instandsetzung und Modernisierung der größtenteils aus dem späten 19. Jahrhundert stammenden Häuser, sowie die Erhaltung der sozialen Struktur. Unterstützung erhielten wir von fortschrittlichen Architekten wie dem Hochschullehrer Hardt-Waltherr Hämer, der gegen anfangs große Widerstände die „behutsame Stadterneuerung“ entwickelte und zuallererst bei uns am Klausenerplatz umsetzen konnte. Trotz dieses Erfolgs spitzte sich die Lage zu, da in den Sanierungsgebieten immer mehr Häuser entmietet wurden und oft jahrelang leer standen. Ende der Siebzigerjahre standen den 80 000 Wohnungssuchenden lediglich 20 000 freie Wohnungen gegenüber. Mit der Parole „Lieber Instandbesetzen als Kaputtbesitzen“ griffen vor allem die Jüngeren unter ihnen ab 1980 zur Selbsthilfe und drangen in die leerstehenden Gebäude ein, um diese für sich zu nutzen und wieder bewohnbar zu machen. Bis Mitte des Jahres 1981 gab es 165 besetzte Häuser, überwiegend in den Altbaubezirken Kreuzbergs, Schönebergs und Charlottenburgs. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits Bewohner einer sanierten Altbauwohnung mit Badezimmer und Zentralheizung, deshalb nahm ich an keinen Besetzungen teil, unterstützte aber die Leute in den elf besetzten Häusern im Viertel, zu denen es enge persönliche Verbindungen gab.

Wie hat sich das Kiezleben nach politischer Wende und dem Mauerfall verändert? Was konnten Sie durch die Kamera beobachten?

Bereits ab Mitte der Achtzigerjahre war die Sanierung in meinem Viertel weitgehend abgeschlossen. Von den elf besetzten Häusern waren zwei legalisiert worden, der Rest fiel im Zuge der Räumungskampagnen von 1981 und 1983 der polizeilichen Freimachung zum Opfer und wurde saniert. Dies bedingte für mich eine persönliche Neuorientierung, die mit einem Neigungsstudium der Philosophie einherging. Mit der für uns alle überraschenden Öffnung der Mauer am 9. November 1989 bekam die Fotografie jedoch wieder einen neuen Stellenwert. Der sich überschlagende Ablauf der Ereignisse erforderte ein schnelles bildhaftes Medium, das an Ort und Stelle agieren konnte und unmittelbare Ergebnisse produzierte. Der aufregende Prozess bis zur Wiedervereinigung sowie die Entwicklung des Neuen Berlin mit all seinen baulichen Veränderungen und Großevents fand seinen Niederschlag in einem Langzeitprojekt, das 2018 mit dem Fotobuch „Berliner Verwandlungen/Changing Berlin“ veröffentlicht wurde. Der parallel dazu entstandene Roman „Wenderomanze“ erschien bereits 2008 in einem westdeutschen Verlag.

Welchen Stellenwert hat Fotografie für Sie heute und was sind Ihre wichtigsten Projekte und Vorhaben?

Nach dem kurzzeitigen Rückzug in die sprachliche Sphäre steht die Fotografie seit dem Mauerfall wieder an erster Stelle. Mein Langzeitprojekt „Berliner Stadtspaziergänge“ steht in der Tradition der die 1975 begonnenen Kiezfotografie und setzt diese im Berlin weiten Maßstab fort. Straßenfotografie als Kunstform versucht ja, den einzigartigen Moment, in dem sich eine Szene mit all ihrer Poesie und Schönheit offenbart, bildhaft festzuhalten. Wobei hier die Kamera im übertragenen Sinne als „Bildnis der Medusa“ fungiert, bei dessen Anblick das Gesehene zwar nicht zu Stein erstarrt, aber zumindest auf ein beständiges Medium, einen Film oder einen elektronischen Sensor, übertragen und gespeichert wird. Insgesamt sind z.Z. zehn Projekte in Arbeit, wobei sich der Schwerpunkt zunehmend von der dokumentarischen zur künstlerischen Fotografie verschiebt.

Ihr Archiv umfasst umfangreiche Serien an Nachtaufnahmen. Wann haben Sie die Nachtfotografie für sich entdeckt und was fasziniert Sie daran?

Eines dieser angesprochenen Vorhaben ist das Projekt „Das zweite Gesicht der Stadt“. Es handelt sich um eine Serie von überwiegend mit Langzeitbelichtung aufgenommenen Nachtaufnahmen, mit denen ich die Magie der nächtlichen Großstadt in großformatige Bildkompositionen umzusetzen versuche. Meine nächtlichen Streifzüge haben mich u.a. auch in die Potsdamer Straße geführt, wo neben baulichen Kleinoden wie den Königskolonnaden auch profane Bauwerke in neuem Licht erscheinen. Eine Serie davon ist nun, neben den Bildpaaren mit den historischen Bezügen, Teil der Ausstellung in den neuen Räumen des HVD in der Potsdamer Straße 157-159 geworden.

Vielen Dank für das Gespräch.

Kurzvita

Gottfried Schenk, geboren in Österreich, lebt und arbeitet seit 1970 in Berlin. Er ist als freier Fotograf und Autor tätig. Mit der Kamera hält er unter anderem die Berliner Kiez- und Subkultur sowie die Entwicklung der Stadt seit dem Mauerfall fest. Neben seinem Oeuvre von über 20.000 Farbdias und 10.000 sw-Negativen verfügt er über ein umfangreiches digitales Archiv, das zahlreiche Aspekte der Großstadt Berlin zwischen Kiez und Metropole zeigt. Seine Arbeiten wurden in mehreren Fotobüchern publiziert und in Berliner Museen ausgestellt.